

der Vertagung einnehmen werden, sagt sich noch nicht ab. Nur davon aber wird die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs der Verhandlungen abhängen.

Trofski will nicht nachgeben.

Nach einer Meldung aus Petersburg erstattete Trofski vor dem Generalkongress der Arbeiter- und Soldatenräte in Petersburg einen Bericht über den Stand der Friedensverhandlungen. Trofski bezweifelt in diesem Bericht die Möglichkeit einer Verständigung, da die Delegierten der Zentralmächte angeblich rein kapitalistische Interessen vertreten und den „freiwilligen“ Forderungen der maximalistischen Delegierten nur scheinbare Zugeständnisse machten. Die russische Delegation in Brest-Litowsk werde unbedingt auf ihren Standpunkt verharren und den Kampf gegen den internationalen kapitalistischen Block zäh und unerbittlich fortsetzen. — Infolge dieses Vortrags greift das linkssozialistische Blatt „Rajim Gorkis“ „Kowoje Schisn“ Trofski heftig an und sagt, er mißbrauche eine so wichtige Sache wie die Friedensverhandlungen zu parteipolitischen Zwecken.

Die Stadt der Friedensverhandlungen.

Aus Brest-Litowsk's Vergangenheit.

Die Kreisstadt Brest-Litowsk im Gouvernement Grodno hat den Titel „Stadt des Ruhmes“ (r. Tschalla), der ihr schon 1885 in einem in hebräischer Sprache erschienenen, die Geschichte der jüdischen Gemeinde des Ortes behandelnden Buche gegeben wurde, sich erst jetzt wirklich verdient. So ganz neuen Gepräges ist aber dieser Ruhm trotzdem nicht, denn Brest-Litowsk hat auch schon in früheren Jahrhunderten eine nicht unbedeutende geschichtliche Rolle gespielt.

Die Gründungszeit der Stadt, die ursprünglich an der Mündung des Njuchawez in den Bug gelegen war, wird in das 10. Jahrhundert verlegt, und als Gründer werden die Bugslaven angesehen. Urkundlich geschieht der Stadt zum erstenmal im Jahre 1015 Erwähnung, und zwar unter ihrem ursprünglichen Namen „Brestka“, was Birstenrinde bedeutet. Brestka wurde mehrmals verwüstet und wechselte ebenso oft den Herrscher, bis die Stadt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Macht der Litauer unterlag. Ihren heutigen Namen Brest-Litowsk (polnisch: Braesc Litwiski) erhielt die Stadt jedenfalls nicht vor 1840, wo dieser Name in der Bezeichnung „Litauisches Brest“ zum erstenmal zum Ausdruck kam. In den Kämpfen der Litauer gegen den deutschen Ritterorden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebte Brest schon einmal einen Friedensschluß in seiner Mitte und zwar 1435, im Todesjahre des ersten Jagellonen. Im Jahre 1511, nach der Niederwerfung des Aufstandes des Fürsten Glinzki, hielt der polnische König Sigismund I. einen Fürstentag in Brest ab, auf dem verschiedene wichtige Beschlüsse gefaßt wurden. Für das damalige hohe Ansehen der Stadt spricht, daß im Jahre 1569 der einflussreiche und in Litauen vollstänliche Fürst Mikolauz Christoph Radziwill seine Residenz nach Brest-Litowsk verlegte. Während des polnisch-schwedischen Krieges wurde Brest-Litowsk von den schwedisch-brandenburgischen Truppen des Grafen Baldeke, der dort vierzig polnische Geschütze erbeutete, überfallen. Als bedeutendstes geschichtliches Ereignis kam die 1595 und 1596 in Brest-Litowsk abgehaltene Synode angesehen werden, auf der den langjährigen Kämpfen zwischen dem Anhängern der römisch-katholischen Kirche und den Ruthenen als orientalischen Orthodoxen durch den Beschluß der Vereinigung ein Ende gemacht wurde. Im Jahre 1709 führte Suworow bei Brest-Litowsk einen nachteiligen Überfall auf die gegnerischen Truppen aus.

Im russisch-preussischen Vertrage vom 23. Januar 1795 über die zweite Teilung Polens fiel Brest-Litowsk an Rußland, das es 1796 zu einer Kreisstadt des ehemaligen Gouvernements Slonim und 1801 zu einer solchen des Gouvernements Grodno machte. Nach der dritten Teilung Polens wurde Rußlands Aufmerksamkeit auf Brest-Litowsk als einen wichtigen strategischen Punkt gelenkt. Seine Fest- und seine provisorischen Befestigungen wurden verstärkt. Im Jahre 1807 gestaltete Ingenieur-General Suchtelen Brest-Litowsk zum Stützpunkt der Verteidigung der russischen Westgrenze und arbeitete einen Plan für den Bau einer neuen Festung aus. Er kam nicht zur Ausführung und ebensowenig ein späterer Plan des Leiters des polnischen Ingenieurkorps. Eine völlige Niederlegung erhielt aber Brest-Litowsk auf den kategorischen Befehl des Zaren Mikolauz I. Im Jahre 1880 war bereits das letzte

Bohnhaus der alten Stadt niedergelegt. Der Aufbau der neuen Stadt, der auf einem Stück von der Zitadelle in 1200 Meter Entfernung angewiesenen Plaze erfolgen durfte, geschah nach einem Plan der russischen Regierung, der zwei Vorstädte der Festung vorzah: die Kobriner und die Wolansker Vorstadt. Aus der Kobriner Vorstadt ist dann allmählich die heutige Stadt Brest-Litowsk entstanden, die im Jahre 1912 mehr als 57 000 Einwohner (die Hälfte Israeliten) zählte. Die Ergänzungsarbeiten für die Befestigung von Brest-Litowsk wurden noch in den Jahren 1859 bis 1869 vom General Tolleben ausgeführt. Auch die Generale Kropotkin und Suchomlnow erließen Verfügungen, um Brest-Litowsk als Festung zu verstärken.

In der Nacht vom 25. auf den 26. August 1915 zogen die verbündeten deutsch-österreichischen Truppen unter dem Generalobersten von Radenski in Brest-Litowsk ein, und es hat sich ihnen hier ein Bild der Vernichtung

Das Ausland hat das Wort...

Feindliche und neutrale Stimmen zur Lage.

Die feindliche Presse widmet den Ausführungen des Grafen Hertling und des Staatssekretärs v. Rühlmann sowie des Grafen Czernin eingehende Berichte. Sie stimmen überein in der Ablehnung des Standpunktes der Mittelmächte. Daneben macht sich hier und da tiefe Mißstimmung darüber bemerkbar, daß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn kein Gegensatz besteht.

Frankreich lehnt ab.

Die französischen Blätter sind darin einig, daß die deutschen Friedensbedingungen nach wie vor unannehmbar seien.

Der „Matin“ meint, eine Klust trenne Graf Hertling von der freimütigen Doktrin des Präsidenten Wilson, des die Befestigung Belgiens als ein Verbrechen und die Einverleibung Elsaß-Lothringens als ein Unrecht verurteilt habe.

Wenn Hertling und Czernin, sagt „Echo de Paris“, hoffen, Bepflegungen mit England und den Vereinigten Staaten über den Kopf Frankreichs hinweg einzuleiten zu können, so täuschen sie sich. Zwischen den Verbündeten findet kein Meinungsaustausch über eine gemeinsame Antwort statt.

Das Organ Clemenceaus „Homme libre“ schreibt: Wir sind nicht viel weiter gekommen als vorher, denn die Vertreter der Mittelmächte hüteten sich sorgfältig vor jeden klaren Stellungnahme, außer hinsichtlich der schroffen Ablehnung der Wiederherstellung des verletzten Rechtes. Der Deutsche mit Tros und Doppelmöglichkeit, der Österreicher mit mehr Entgegenkommen und weniger Schroffheit bringen dieselbe Politik des preussischen Militarismus zum Ausdruck.

„Figaro“, das führende Blatt der Kriegshetze gibt der Überzeugung Ausdruck, daß nur die Herrschaft über die Meere den deutschen Imperialismus im Schach halten kann.

Die englische Presse

steht in den Reden der Staatsmänner der Mittelmächte keine Grundlage für einen baldigen Frieden.

„Ball Mall Gazette“ meint, die Sichelherrschaft in Deutschland bestehe fort. Am meisten entrüstet sich das Blatt über die Forderung der Freiheit der Meere, die für England die Aufgabe Gibraltar, Malta, Adens und Hongkongs bedeute.

Die „Times“ hebt hervor, daß der Gedanke Rühlmanns, die Verbündeten auf eine Konferenz zu bekommen um sie dort zu trennen, keine Aussicht auf Erfolg habe. Nur die „Daily News“, deren Stellung im Krieg immer gemäßigt war, findet, daß die Rede des Grafen Hertling zwar nicht die Tür zum Frieden öffne, aber sie auch nicht zuschlage.

Italienische Stimmen.

Die gesamte italienische Presse, soweit sie die Jesuiten pfeifen durfte, erklärt einstimmig, daß die Reden des österreichisch-ungarischen Staatsmannes und der deutschen Staatsmänner deutlich erkennen lassen, daß zwischen Wien und Berlin keine Meinungsverschiedenheit herrsche, daß vielmehr die Rollen sehr gut verteilt seien. Czernin müßte vor allem aus innerpolitischen Gründen verständlich gegenüber den Westmächten, schmeichelehaft gegenüber Rußland und hoffnungsfreudig zum eigenen Volke in bezug auf die Friedensmöglichkeit sprechen. Hertling dagegen müsse als Sprecher der zuerst stärker denn je bestehenden amerikanischen alldeutschen Parteien auftreten und würde

wohl mit einem offenen Annapolisprogramm auf dem Plan erscheinen, wenn nicht das Geiseln des Programms der Reichstagsmehrheit ihn davon zurückhalte. Deutschland zeige durch seine neue ungewöhnliche Haltung, welche vorzügliche Karte ihm der militärische Zusammenbruch Rußlands in die Hand gespielt habe. Für die Völker der Verbündeten handle es sich mehr denn je darum, durchzuhalten bis zum Siege.

Die Antwort Amerikas.

Die amerikanische Presse bezeichnet die Rede des Grafen Hertling allgemein als unaufrichtig, die des Grafen Czernin dagegen als verächtlich. „Tribuna“ meint, die Antwort auf Hertlings Rede könne nur auf dem Felde gegeben werden. „New York Times“ schreibt, Graf Czernin führe die Sprache eines Staatsmannes, der entschlossen sei, sehr weit zu gehen, während sich in der Rede Hertlings die frühere Annäherung Deutschlands wiederhole.

Die Neutralen.

Die nordische Presse, allen voran die dänische, steht in den Reden Czernins und Hertlings ein Anzeichen der Friedensmöglichkeit. Allerdings steht es auch nicht an Stimmen, die erklären, ein Entgegenkommen des Verbandes auf der Wilson-Czerninischen Linie sei ausgeschlossen. Die schwedischen und norwegischen Zeitungen äußern sich sehr zurückhaltend.

In der Schweiz ist man allgemein der Ansicht, daß die Friedensdiskussion eröffnet sei. Der „Bund“ meint, es sei ein bedeutender Augenblick, wo fast gleichzeitig des Kaiser und der österreichische Minister des Äußeren in grundlegender Weise über den Frieden gesprochen haben. Dies bedeute, daß die öffentliche Ausdrücke über die Krieg- und Friedensziele an amtlichen Stellen allgemein begonnen habe.

Die Stellung der holländischen Presse bringt das „Maasbode“ zum Ausdruck, indem er schreibt: Die Frage, ob die bisherige Friedensdebatte den Frieden näher gebracht, läßt sich weder mit ja noch mit nein beantworten. Aus der Rede des Reichskanzlers sprach das Friedensverlangen Deutschlands, aber die praktischen Hindernisse für den Frieden, die nach der Rede bestehen bleiben, sind ernst genug.

Kleine Kriegspost.

Stockholm, 23. Jan. Der finnische Landtag hat eine Abordnung von 6 Mitgliedern gewählt, die Finnland bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk vertreten wird.

Oslo, 23. Jan. Neuer meldet, daß die britischen Truppen ein weiteres Stück der Bekfront übernommen haben. Die britische Front erstreckt sich jetzt bis südlich St. Quentin.

Wagons, 23. Jan. Der Schatzminister Pitt teilte mit, daß während des Krieges 55% der italienischen Handelsflotte versenkt worden sind.

Vom Tage.

Clemenceaus Feldzug gegen den Frieden.

17. Der französische Ministerpräsident ist in maßlosen Born geraten wegen der zunehmenden Friedensstimmung im Lande. Da er sonst keine Mittel mehr sieht, die überall sich zeigende Friedensneigung zu bekämpfen, begibt er jetzt das Land mit Ausnahmeerlässen, die womöglich alle Friedeschensmuten in Kerker und Bann oder auf den Sandhaufen bringen sollen. Soeben hat Clemenceaus zwei neue Kriegsgesetze in Paris ins Leben gerufen, die ausdrücklich dazu bestimmt sind, die Friedenspropaganda mit ihren Urteilen zu erschüttern.

Ob der alte Mann mit diesem neuen Gewaltmittel wirklich die Erfolge erhofft, die Frankreich auf dem Schlachtfelde verjagt geblieben sind?

Der U-Boot-Krieg entscheidend.

17. Diese Ansicht gewinnt in England trotz aller Regierungserklärungen an Boden. So schreibt das „Ball Nation“:

Die 13 großen Dampfer, die in der Statistik der Abundanzität über die erste Januarwoche als versenkt angegeben werden, sind die ernstlichsten Faktoren der heutigen Lage. Der Schiffsverkehr in unseren Häfen war während der vergangenen Woche kleiner, als es seit langer Zeit der Fall war. Die Anzahl der versenkten großen Schiffe bleibt durchschnittlich auf derselben Höhe und darf nicht zu den englischen und französischen Versicherungen, monach der U-Boot-Krieg ein Verhängnis sein soll!

„Nation“ ist der Meinung, daß der U-Boot-Krieg die entscheidende Kraft der gesamten militärischen Lage sei. Das ist oft genug gesagt worden, die Engländer wollten es aber nie zugeben. Späte Einsicht ist immerhin besser als gar keine.

O du mein Deutschland!

Roman aus großer Zeit von Elisabeth Vorchart.

53]

Der Strom, der sein Herz vorhin geschwellt hatte bei dem unermüdeten Wiedersuchen, ebbte ab. Müde legte er sich in die Kissen zurück.

„Nicht gut, wie Sie sehen“, erwiderte er. „Es hat mich tüchtig gepackt. Die Wunden beginnen wohl zu heilen: aber das Fieber kehrt immer wieder.“

Sie griff nach seinem Puls.

„Allerdings“, sagte Sie. „Sie scheinen Fieber zu haben, wozu auch die anstrengende Fahrt beitragen mag. Sobald Sie Ihre Ruhe und Pflege haben, wird es weichen. Jedenfalls sehe ich nach Ihnen, wenn der Oberstabsarzt kommt. Auf Wiedersuchen also!“

„Bitte, einen Augenblick noch“, hielt er sie zurück. „Sie haben mir noch nicht erzählt — wie — wie Sie eigentlich hierher gekommen sind.“

Sie lachte leise auf, das Lachen, das er einst so sehr geliebt hatte.

„Auf ganz natürliche Weise“, scherzte sie. „Ich habe als junges Mädchen einen Krankenpflegekursus durchgemacht und war später öfter praktisch darin tätig. Da war es wohl selbstverständlich, daß ich im Kriege meine Dienste anbot, und man berief mich als Leiterin an dieses Lazarett.“

„Und wo sind Ihre Eltern?“ forschte er weiter.

„Mein Vater ließ sich nicht zurückhalten: er hat sich dem Vaterlande trotz seiner fünfundsiebzig Jahre noch zur Verfügung gestellt und ein Kommando zur Bewachung der Grenze in Ostpreußen erhalten, und meine Mutter hütel mir während meiner Tätigkeit hier mein Meinod — mein Töchterchen.“

„Ihr Töchterchen? Sie sind also — verheiratet?“ fragte er so überrascht, als habe sie ihm etwas kaum Glaubhaftes erzählt.

Das ärgerte sie. „Glaubte er, sie würde ihn, der sie treulos im Stich gelassen hatte, ewig unehrbar?“

Sie wart den Kopf hals in den Nacken:

„Ich war verheiratet — glücklich verheiratet“, sagte sie mit Wärme hinzu, doch dann legte sich ein trüber Schatten über ihre Züge, und ein feuchter Glanz fleg in ihre Augen, „jetzt bin ich Witwe. Vor zwei Jahren zog sich mein Mann in Ausübung seines Berufes — er war Oberstabsarzt — eine Infektion zu und starb.“

„O!“ machte er bedauernd und wollte noch etwas hinzuzufügen, doch sie lenkte schnell ab:

„Nun habe ich niemand, den ich in diesen großen heiligen Krieg senden könnte; keine Brüder — Sie wissen, ich war das einzige Kind meiner Eltern — und auch keinen Sohn. Darum schloße ich alle Soldaten an mein Herz, und betrachtete sie als meine Brüder und Söhne, darum bin ich hierhergekommen, um auch einen Teil an meinem Vaterlande zu tun, wenn auch nur einen geringen.“

„Einen großen, edlen und unheimlich großen Teil, der volle Selbstverleugnung und starke Seelenkraft erfordert“, fiel Werner lebhaft ein, und sein Blick glitt voll verehrender Bewunderung über sie hin.

Sie nahm jedoch keine Beachtung von dieser feurigen Anerkennung und fragte ihn nach seiner Mutter und den Geschwistern. Er erzählte, daß die Brüder im Felde standen und die jüngste Schwester Iringard, die damals noch ein kleines Kind war, als sie sich kannten, ihn in Brüssel gepflegt und hierher nach Berlin und heute ins Lazarett begleitet habe und daß sie ebenfalls als Krankenpflegerin in einem Berliner Lazarett tätig sei.

Herta bedauerte, sie nicht gesehen zu haben, sprach aber die Hoffnung aus, beide, Mutter und Schwester, bald bei einem zweiten Besuche begrüßen zu können, und dann fragte sie nach seiner ältesten Schwester Annemarie, die ihre Brautbin gewesen war. Werner erzählte ihr von deren 15-jährigen ältesten Sohn, der seinen Vater als Pfadfinder in den Krieg begleitet hatte.

„O, wie soll Annemarie auf einen solchen Sohn sein?“ rief Herta, und dann sah sie forschend in sein Gesicht. „Haben Sie nicht auch einen Sohn, der für die große und heilige Sache unseres Vaterlandes kämpft?“

„Nein“, erwiderte er scharf und kurz.

Sie sah es in seinem Gesicht felsam zucken und glaubte, daß er das Nichtvorhandensein eines Sohnes

immerhin empfanke. Sie wollte ihn trösten:

„Dafür haben Sie Ihr eigenes Leben und Blut in die Schanze geschlagen.“

„Ich wünschte — ich wäre geblieben auf der Wallstatt“, sagte er bitter.

„Das sollten Sie doch nicht wünschen“, fiel sie mit ruhiger Bestimmtheit ein. „Wohl ist es ein schöner Tod, für das Vaterland zu sterben; aber dafür leben und wirken, dafür kämpfen zu können, ist doch noch schöner. Wenn Sie geheilt sind, werden Sie wieder hinausziehen in den großen Kampf.“

Ein jähweres Stöhnen kam aus seiner Brust, und er antwortete nicht. Sicher hatte ihn das viele Sprechen zu sehr angegriffen. Sie nickte ihm daher nur leicht zu und verließ das Zimmer.

Mit offenen Augen lag Werner und starrte ihr nach, wie sie so leicht und anmutig und doch so stolz und königlich dahinschritt. Was ihre letzten Worte so bitter-schmerzlich in seiner Seele berührt hatten, trat in den Hintergrund. Die Eindrücke des so überraschenden und ihn überwältigenden Wiedersuchens wurden wieder stärker in ihm. Das war die Gestalt seines Augen, der er die Treue gebrochen hatte, um einem Irrlicht nachzugehen, und deren Bild ihn doch nicht verlassen hatte, das in den letzten Jahren härter- und lebendiger in ihm, fast zur Sehnsucht geworden war. Unvermutet war sie ihm hier entgegengetreten — er glaubte zuerst eine Erscheinung zu sehen, die das Fieber ihm vorgegaukelt, und dann, als er sah, daß sie Fleisch und Blut war, hätte er die Arme ausbreiten und sie an sein Herz ziehen mögen. Aber sie begegnete ihm fremd, kühl, stolz, hochheilig und unnahbar, und nichts verriet, ob sie einst etwas für ihn gefühlt und um ihn gelitten hatte. Da hatte er es nicht gewagt, sie, wie es ihm sein Herz zuerst vorschreiben wollte, um Begegnung zu bitten für das Einsig. Sie würde ihn vielleicht sehr kühl und erkantet angetehen und gar ausgelacht haben. — Sie, die glücklich verheiratete Frau hatte wohl kaum noch an den Jugendlieblichen gedacht — sie trauerte um ihren Gatten und hatte ihr Kind. Lor, der er war!

(Fortsetzung folgt.)